

Filme der Macht - Filme der Ohnmacht : Beobachtungen an der 15. Leipziger Dokumentar-Filmwoche

Autor(en): **Lachat, Pierre**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und
Fernsehen**

Band (Jahr): **24 (1972)**

Heft 24

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-962167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FESTIVALS

Filme der Macht – Filme der Ohnmacht

*Beobachtungen an der 15. Leipziger
Dokumentar-Filmwoche*

Filmfestivals in Ostblock-Staaten sind anders als im Westen. Und noch einmal anders muss wohl ein Filmfestival in der DDR sein. Die Filmwoche in Leipzig, die vom 18. bis 25. November zum fünfzehnten mal durchgeführt worden ist, trägt alle neurotischen Züge des politischen und kulturellen Lebens im andern Deutschland. Sie kann ja auch nur in dem Masse ein Festival unter andern sein, als die DDR ein Staat, eine Nation, ein Land unter andern ist – oder eben noch immer nicht ganz ist.

Organisation, Programm, Besucher – alles wird an der Filmwoche in staatspolitische Substanz umgemünzt, mit blinder Detailwut und manchmal absurder Logik. Die Anerkennungs-Neurose, die auch einen heimlichen Minderwertigkeitskomplex einschliesst, hat dann oft verheerende Folgen. Auf allen Drucksachen sind zum Beispiel die Staaten mit den offiziellen Bezeichnungen aufgeführt: Französische Republik, Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien, Vereinigtes Königreich von Grossbritannien und Nordirland, Schweizerische Eidgenossenschaft. Sodann werden aus einzelnen produktionschwachen Ländern die erbärmlichsten Filme gezeigt, einzig um der sakrosankten Beziehungen willen, seien sie nun diplomatisch normalisiert oder nicht. Diese falsche Weltoffenheit hat zudem ihre Kehrseite: Einem Schweizer Filmmacher, der Dokumentationsmaterial an die Presse abgeben will, wird beschieden, die Texte müssten erst von der Direktion genehmigt sein.

Qualität ist Nebensache

Als ernsthafter Anerkennungs-Kandidat ist die Schweiz heuer mit sechs Filmen gut vertreten: «Unser Lehrer» von Alexander Seiler, «Bananera Libertad» von Peter von Gunten, «Zur Wohnungsfrage 1972» von Hans und Nina Stürm, «Isidor Huber und die Folgen» von Urs und Marlies Graf, «Unterschätzen Sie Amerika nicht» von Sebastian Schröder und der SRG-Eigenproduktion «Die Barriere» von Felica A. Vitali. Die Schweizer Beiträge halten insgesamt den internationalen Vergleich sehr wohl aus.

Bestimmen die Perspektiven des DDR-Aussenministeriums schon einmal einen Teil des Programms, so besorgt die Ideologie das übrige. Was immer mit starken Worten den Imperialismus/Kapitalismus/Faschismus anprangert und/oder die

Errungenschaften des Sozialismus würdigt, ist in Leipzig willkommen. Dazu passen ein paar auflockernde Sachfilme von der politisch unbedenklichen Art über die Wunder von Natur und Technik, über Sitten und Bräuche, herzige Kinder und das Allgemeinmenschliche schlechthin. Wie schon bei der staatspolitisch motivierten, spielen auch bei der ideologisch und pädagogisch bestimmten Selektion Begriffe der Qualität oder auch nur der Wirksamkeit eine untergeordnete Rolle. Dass dann in das umfangreiche Programm von achtzig Stunden auch einige sehr gute Filme geraten, ist nur noch das notwendige Nebenprodukt einer durchweg nach fragwürdigen Kriterien vorgenommenen Auswahl.

In ihrer grossen Masse bilden denn so die Leipziger Filme eine gräulich-uniforme und recht öde Landschaft. Der offenbar weltweit identische Televisionsstil, der mangelhafte Bildinformation durch radiomässige Sprechtexte wettmachen will, prägt jetzt auch die meisten Kinofilme. Es ist sowieso kaum mehr einer von ihnen ohne Seitenblick auf eine Auswertung im Fernsehen hergestellt worden. Die Material-Gefrässigkeit der Sender bewirkt zudem, dass auch die Kinofilme immer billiger produziert und immer unbilliger auf die TV-Normlängen ausgedehnt werden. Dem Sog der Television ist es sicher auch zuzuschreiben, dass das Breitwand-Format fast gar nicht mehr benutzt wird.

Ostfilme – Westfilme

Die sozialistischen Länder zeigen keine kritisch-oppositionellen Filme. Da mag allenfalls ein ungarischer Beitrag Korruption in einzelnen Betrieben und bei der Zuteilung von Wohnungen beanstanden. Oder ein jugoslawischer Beitrag deutet an, dass die noch immer lebendige Blut- rache in Montenegro die Folge der Rückständigkeit in diesem Teil der Republik ist. Sonst aber gibt es, in der Perspektive des sozialistischen Staatsfilmes, gesellschaftliche Widersprüche nur in nichtsozialistischen Ländern. Hinter der eigenen Tür dagegen sind sie grundsätzlich überwunden. Wo noch Schwierigkeiten geblieben sind, werden sie bald beigelegt, das ist nur noch eine Frage der Zeit. Die Gesellschaft ist nicht unveränderlich, bewahre! Sie braucht die Veränderungen bloss nicht mehr. Mit absichtlicher Verblasenheit, satter Zufriedenheit, Optimismus und Zukunftseuphorie feiern die offiziellen Filme das Erreichte. Sie halten, besonders wo sie die Arbeitswelt beschreiben, zum beharrlichen Weiterschreiten in der einmal vorgeschlagenen Richtung an, freilich ohne zu präzisieren, was einen denn immer noch vom Endziel trennt, wo doch so vieles schon erreicht worden ist. Weiterer Erläuterungen bedürfen sie an dieser Stelle nicht, sind sie doch den aus dem Westen bekannten offiziellen Filmen verzweifelt ähnlich. Diese werden natürlich in Leipzig nicht gezeigt, jedenfalls noch nicht.

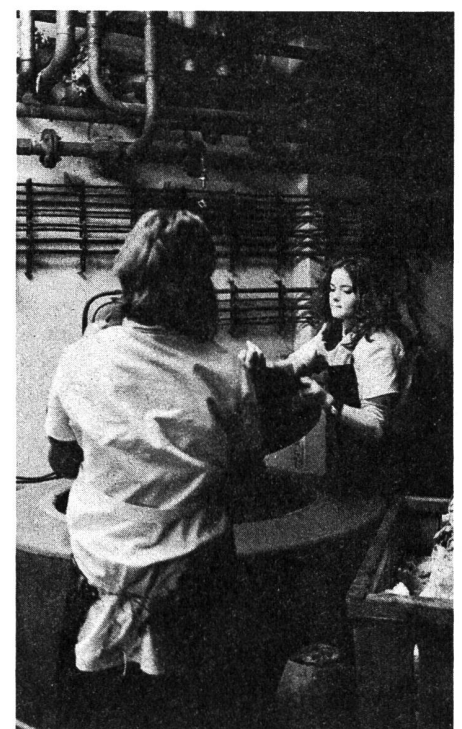
Vielmehr sind die Beiträge aus dem Westen entweder beliebte Problem- und Menschlichkeitsfilme wie Vitalis «Die Barriere», der sich wieder einmal wohl-

meinend und mit lebhaft wedelndem Mahnfinger mit den Invaliden befasst. Oder dann sind es Filme der politischen Opposition wie die Arbeiten von Schröder, Seiler, Stürm, Graf und von Gunten. Sie begreifen die eigene Gesellschaft als widersprüchlich, veränderbar, veränderungsbedürftig. Fasst man das Eigenschaftswort «marxistisch» sehr weit, viel weiter jedenfalls, als den orthodoxen Kommunisten lieb ist, so stellt sich dieses Paradox her: Die «marxistischen» Filme kommen aus dem Westen, nicht aus dem Osten. Ob es um den Indochinakrieg, die Rebellionen der amerikanischen, italienischen oder japanischen Studenten, um Streiks und Fabrikbesetzungen in Hamburg, Rom, Bogotá oder Tokio, um die Elenden in Mali, Paraguay oder Syrien, die Diktaturen in Spanien und Griechenland oder auch nur um eine Zürcher Schulklasse geht – die Filmmacher sehen sich selbst und ihre Arbeit als den lebendigen Widerspruch in der Gesellschaft. Es sind Ohnmächtige, die trotz erträglichen oder unerträglichen Erschwerungen – von Verleumdung und wirtschaftlicher Diskriminierung über Boykott und Zensur bis zu Gefängnis, Tortur und Exil – ihre Stimme hartnäckig immer von neuem erheben.

Der Unterschied

Da gilt es doch wohl zu trennen: «Hüben», in den Gesellschaften des Westens, die keine oder noch keine Militärdiktaturen sind und die Opposition zulassen, gibt es die unbequemen und kämpferischen Filme, was immer sie propagieren, einzel-

Filme aus der Arbeitswelt sind das Stereotype in der Produktion der Ostblock-Staaten. Szene aus «Wäscherinnen» des Volkseigenen Betriebes DEFA-Studio für Kurzfilme in Potsdam-Babelsberg, DDR



ne Reformen oder den gewaltsamen Umsturz. Ihre Herstellung und Verbreitung sind in der Regel erschwert, im Grenzfall verunmöglicht. «Drüben», in den geschlossenen Gesellschaften des Ostens gibt es diese Filme nicht, gibt es nur die Filme der Macht.

Es ist leicht, diese Tatsachen festzustellen, schwieriger, sie zu werten. Oppositionelle Filme werden noch nicht durch ihre bloße Existenz und auch nur bedingt durch ihre Verbreitung wirksam. Oft genug erscheinen sie als Filme der Ohn-

macht, als ein Luxus, den sich die nicht diktatorisch regierten und zumal reichen Länder leisten, im Vertrauen, dass die Opposition sich nach Belieben gebärden kann und doch alles beim alten bleibt. Der fragliche Unterschied zwischen sozialistischen und nichtsozialistischen Ländern kann bis zur Unwesentlichkeit schrumpfen und dabei an der Oberfläche eklatant bleiben. Wann er erheblich ist, wäre wohl nur durch eine für jedes Land gesonderte Einschätzung der Verhältnisse zu erfahren.
Pierre Lachat

rühmten «Wilder-Touch» ihres Regisseurs. Billy Wilder schrieb zusammen mit I. A. L. Diamond auch das Drehbuch, dem eine Story von R. Thoenen und M. Logan zugrunde liegt. Die Starbesetzung: Marilyn Monroe als naiv-liebesbedürftige und ernsthaft-komische Sugar, Jack Lemmon sowie Tony Curtis.

28. Dezember, 20.15 Uhr, ARD

Il Conformista

«Il Conformista» («Der grosse Irrtum») ist die Verfilmung von Alberto Moravias Roman über die psycho-politische Tragödie eines Philosophieprofessors, den ein Schuldkomplex aus früher Jugend dazu treibt, so sein zu wollen wie alle anderen, was er als Mitläufer des Faschismus und Handlanger der Geheimpolizei zu erreichen sucht. Optisch und schauspielerisch brillant, vermag Bernardo Bertoluccis Film in der Behandlung des psychologisch und politisch interessanten Stoffes nicht ganz zu überzeugen. Eine ausführliche Kritik über diesen dennoch in jeder Beziehung sehenswerten Film erschien in ZOOM Nr. 22/1971, Seite 2.

30. Dezember, 20.15 Uhr, ZDF

The Law and Jake Wade

John Sturges, bekannt u. a. durch «Der letzte Zug von Gun Hill» («The Last Train From Gun Hill», 1958) und «Die Glorreichen Sieben» («The Magnificent Seven», 1960), zeichnet auch für «Der Schatz des Gehenkten» («The Law and Jake Wade», 1957) verantwortlich. Er gilt bei einem Teil der ambitionierten Kritik neben Anthony Mann und Delmer Daves als einer der bedeutendsten Regisseure des modernen Western. Über die Protagonisten in seinen Filmen meint er selbst: «Die Gestalten denken zu lassen – das ist für mich Spannung. Wenn eine Figur einem Problem auf den Grund zu gehen hat, fühlt das Publikum mit ihr, und der beste Film ist immer der, der auf diese Weise ‚persönlich‘ wird. Man muss aber den Figuren auch Zeit zum Nachdenken lassen. In den Western, die ich meine, geht es nicht so sehr um die traditionelle ‚action‘ und nicht darum, dass der Held sich pausenlos schlägt; so viel Leidenschaftlichkeit zerstört die latente Kraft.» (Aus «Der Western» von J. L. Rieupeyrou)

«Der Schatz des Gehenkten», nach einem Roman von Marvin H. Albert entstanden, berichtet von dem legendären Westmann Jake Wade, der sich vom Banditen zum Ehrenmann gewandelt hat. Robert Taylor verkörpert ihn, sein Widersacher ist Richard Widmark.

SPIELFILM IM FERNSEHEN

22. Dezember, 21.20 Uhr, DSF

Alle Jahre wieder

«Zunächst einmal, wenn das Leben anfängt, ist jeder ein Künstler: frei, indem er irgendwie produktiv wird. Das geht dann verloren, mehr und mehr, irgendwann. Die sich überhaupt nicht verwirklichen können, sind die Ärmsten.» Das Wort stammt von Ulrich Schamoni, dem 33jährigen Filmemacher, der von der «neuen Welle» des deutschen Jungfilms emporgetragen wurde und der eine Zeitlang als Hoffnung unter den neuen Regisseuren galt. Mit «Es», einem frank und frei gestalteten Bericht über junge Liebende in unserer Zeit, trat er 1965 erstmals hervor. Es folgten dann Filme wie «Alle Jahre wieder» (1967), «Wir zwei» (1970) und «eins» (1972), mit denen sich Schamoni im neudeutschen Film mehr oder minder etablierte. «Alle Jahre wieder» erzählt von Männern, denen es schwerfällt, erwachsen zu werden. In einer klein- oder mittelstädtischen Welt hat Ulrich Schamoni, dem Michael Lentz als Koautor zur Seite stand, das Geschehen angesiedelt. In Münster, wo er selber viele Jahre verbrachte, drehte er den Film. Vierzigjährige und sogenannte «brave Bürger» stehen in dem Opus im Vordergrund; ihnen schaut Ulrich Schamoni aufs Mundwerk, prüft ihren Ehe- und Familiensinn, blickt auf Bier- und Familientisch und kommt zum Schluss, dass nicht alles ist, wie es sein möchte oder sollte.

24. Dezember, 22.00 Uhr, DSF

Lilies of the Field

«Ein Sonderfall: ein komischer, weltlicher, ganz frommer, kleiner Film... vor-

züglich erzählt, durchaus realistisch, aber immer leicht und poetisch angehoben. Es hat Sequenzen grosser, herzlicher Komik ... Erst am Schluss der ersten komischen Sache tropft etwas Wehleidigkeit und Filmkonvention.» So schrieb 1963 Friedrich Luft aus Berlin, wo «Lilies of the Field» (1962) von Ralph Nelson an den Internationalen Filmfestspielen zu sehen war.

Homer Smith, schwarzer Hautfarbe und baptistischen Glaubens, trifft im steinigen Südwesten der Staaten per Zufall auf fünf katholische Nonnen, die aus dem Osten Deutschlands stammen. Nach ihrer Flucht aus dem kommunistischen Paradies sind sie in der trostlosen Gegend angekommen, und sie haben beschlossen, hier dem lieben Gott zu dienen. Um das zu können aber sind sie selbst auf Nächstenhilfe angewiesen. Und so geschieht es, dass die resolute Oberin den Neger namens Homer dazu bringt, in ihrem Kreis zu bleiben, den Nonnen tatkräftig zur Seite zu stehen und für sie – eine Kapelle zu bauen. Homer Smith ist von dem Anliegen der Nonnen nicht unbedingt entzückt. Er wehrt sich nach Kräften, er reisst sogar aus. Er ist nicht so sicher, dass, wie Mutter Oberin glaubt, der liebe Gott ihn zu den Gottesdienerinnen geschickt hat, auf dass er ihnen diene. Doch schliesslich trägt er sein Geschick. Er baut die Kapelle.

25. Dezember, 21.35 Uhr, ZDF

Some Like It Hot

«Manche mögen's heiss» («Some Like It Hot», 1959) ist eine erotisch gewürzte Verwechslungskomödie, deren Uhrwerk durch eine kriminalistische Rahmehandlung angetrieben wird. Sie profitiert in ihren Gags, ihren sensiblen Tönen und ihrem hintergründigen Humor vom be-